

Die heilige Haarnadel [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 13

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 25. März

Frühlingstage.

Don Hermann Hesse.

Der laue März und der feuchte April
Die singen alte Lieder.
Mein Herz weiß nimmer, was es will,
Es träumt und dichtet wieder.

Vom Venusberg ein verlorener Klang
Streift mich mit süßem Grauen —
Der Söhnwind ruft, der Amfelsang
Erwacht und verweht im Blauen.

Sei stille, Herz, das ist vorbei,
Laß deine Träume verwehen!
Du sollst dem Freudebringer Mai
Klar in die Augen sehen.

Die heilige Haarnadel.

Eine Kriegsnovelle von Alfred Fankhauser.

3.

Maibach nahte sich dem Pfarrgarten. Drinnen lag wie ein gespenstisches Pantherfell die Dunkelheit auf der Erde, vom Mond mit wunderlichen Flecken bemalt. Das war ein weicher Tanzteppich allen Geistern der Nacht, und der holden Liebsten, die auf sich warten ließ. Maibach nahte sich dem Eingang. Auf dem rechten Pfosten saß reglos eine schneeweiße Kaze. Nebenan rauschte und raunte ein sorgloses Brunnlein, das alle Stimmen der Nacht nach-
äffte: den Wind und die schnurrende Kaze, den murrenden Hund und die flüsternden Bäume; Mondlichtschmetterlinge flogen in seinen Strahl und badeten sich die Flügel. Maibach nahte sich der Pforte. Die Kaze zuckte wie ein weißer Blitz zur Erde. Leichtes Pfortenknarren; er stund im Garten, eilte über den Rasen und stieg auf den Stuhl am offenen Fenster. Ein Nechzen des Flügels, kurz wie ein Spitzmauspfeiff — ein leises Hundeknurren — ein Lachen mitten im Garten. Er eilt dem Lachen entgegen. Lauter knurrt der Hund. Geisterhaft tönt eine Stimme: „Still, Bari!“ Der Hund schweigt. Ein Geflüster tönt — dann ist alles ruhig.

Die Kaze klettert wieder auf den Pfosten, das Brunnlein murmelt sorglos fort und das Heimchen auch. Fern im Grunde seufzt melancholisch eine Schelle. Ein Igel kriecht aus dem Zaungebüsch, äugt, geblendet vom Mondlicht, atemlang umher und trollt sich schleunigst.

Die zwei in des Gartens Mitte treten ins Mondlicht. Geisterbleich schimmert ihr schmales Gesicht. Er hält ihre Hände und schmeichelt: „Gelt, Du sagst es mir?“

„Ach, das ist ja zu nichts,“ entgegnet sie zaghaft.

„Was weißt Du, ob das zu nichts sei! Soll ich raten?“

„Ja, rate!“

„Also gut! Du hast ein krankes Kaninchen, und das macht Dir Kummer.“

„Ach Du! Du bist mein einziges Kaninchen, Du, großer Hase Du.“

„Ja, was soll ich denn raten? Komm, setzen wir uns wieder.“

Sie suchen die Bank wieder auf. Ein Mondschmetterling fliegt auf seinen Schuh, einer hängt sich an Idas Schürze und klettert unbemerkt langsam aufwärts. Einer huscht auf zwei verschlungene Hände und zwei setzen sich auf die Schultern der beiden, zwischen die dunkeln Köpfe, um zu lauschen.

Die Nacht zieht das gespenstische Pantherfell über den Boden, heimlich, faltenlos und unablässig. Die weißen Flecken kriechen dort über glatte Kiesel und früh gefallene Blätter, hier über ein Kinderspielzeug, das tags zuvor liegen geblieben. Manch einer wandelt sich plötzlich zum Schmetterling und erhebt sich von der Erde, um blitzschnell

einen Zweig zu erhaschen. So einer berührt Idas freie Hand. Unnennbar fein ist die Berührung. Doch das Mädchen zittert.

„Was zitterst Du wieder?“ fragte Maibach.

Da erspäht der Mond die große Lücke im Kastanienlaub und übergießt Idas Antlitz mit Goldschein. Er beugt sich vor: „Was ist das? Weinst Du gar?“

„Nein, das ist der Tau,“ stößt sie fast scherzhaft hervor. „Aber nun will ich Dir etwas sagen. Es muß für heute das letzte Mal sein, da Du mich siehst. Entweder, Du meidest das Pfarrhaus, oder ich verlasse diesen Ort. Es muß so sein! Hörst Du?“

Er schien nicht zu hören. Reglos saß er da und lauschte. Einige Dorfahne schrien sich guten Morgen zu. Eine Amsel gurrte mißmutig über ihnen. Im Wiesengrunde leufzte die Schelle und murmelte in leiser Schwermut und das Brunnlein wiederholte den klagenden Ruf mit seinen dunklen Kehllauten. Da sprach er halb für sich: „Sag es noch einmal. Ich habe Dich nicht gut verstanden. Gelt!“

Sie lehnte sich mit Heftigkeit an ihn und wiederholte gequält: „Ich dachte — es muß doch einmal aus sein, es wäre besser, wenn wir uns gleich jetzt trennten. Später — später wär' es schwerer — schwerer für mich!“

Er blieb immer noch sitzen. „Horch.“

Sie lauschte. „Was hörst Du denn?“

„Mir war, als läche jemand.“

Beide hielten den Atem an. Ein leises Lachen gurgelte im Plätschern und Rosen der Brunnenwellen.

„Weiß der Kuckuck,“ murrte Theodor, „ich hörte mein eigenes Lachen über mich und Dich! Weißt Du, Mädchen, was ich am liebsten tun möchte?“

„Singen,“ scherzte sie, „singen, weil Du mich nun los sein wirst.“

„Nein, Du! Wenn der Brunnentrog dort tiefer wäre, würde ich mich drin eräufen!“

„Ach so!“ lachte sie mühsam. „Das ist ja einfach. Brauchst nur den Kopf unter Wasser zu halten!“

Er fühlte, daß sie einen Ausweg suche und nahm ihren Scherz auf: „Willst Du mir den Kopf halten?“

„Ach nein, wenn Du nicht selber magst“

Er schwieg und sann wieder. Sie stund auf und trat einen Schritt zurück. Er stützte den Kopf in beide Hände und schien über schweren Gedanken zu brüten.

Indes bleichten die Schatten der Nacht und stahlen sich allmählich ins Gebüsch. Der Kirchturm donnerte die dritte Morgenstunde. Da schnellte er empor.

„Ida, sag! Warum willst Du, daß es aus sein soll zwischen uns.“

„Weil ich Dich nimmer mag!“ rief sie bitter.

Er faßte ihren Kopf mit sanften Händen und küßte die trüben Lider und die erkalteten Lippen.

„Weißt Du, Mädchen,“ begann er zu trösten: „im Grunde redest Du rechten Unsinn! Das wäre noch eine Manier, einen zu lieben wie verzweifelt und ihn von sich zu stoßen, auch in die Verzweiflung. Ich will Dir einen kräftigen Spruch sagen, Liebchen: Des Mannes Treue ist Wille! Des Weibes Treue ist Müßigkeit! Wo der Mann untreu wird, fehlt es an seinem Willen. Wo die Frau untreu wird, trägt ein Mann die Schuld, und seltener der

Verführer als der Betrogene. Es gibt für den Mann viele Möglichkeiten zum Glück. Für die Frau weniger. Der Mann aber, der eingesehen, wach eine Vielweiberei in seinem Kopfe herrscht, soll tapfer sein und sagen: Ich halte Treue! Ida ich halte Treue! Glaube und vertraue! Ich liebe Dich. Aber ich will Dir treu sein, auch wenn eine andre mir einmal das Herz bewegt. Glaub' und vertraue!“

„Ich glaube Dir. Und ich danke Dir,“ sprach Ida.

Sie glaubte — er hatte den Glauben nicht betrogen. Ihre große Liebe war ihm Kraft und Trost und Stern und Wegweiser geworden. Warum nur brach die schlimme Stunde über ihn und beraubte ihn der Sinne? Warum nur erloschen Stern und Trost? In jener schlimmen Stunde? — — —

Als der Morgen über die Wipfel des Pfarrgartens spähte, reichte ihm Ida die Hand. Kühl und groß ragte ihre Gestalt. Wach und wacker strahlten die Augen; warm und stark klang die Stimme: „Jetzt kenne ich Dich. Du bist der wilde, reiche Maibach! Aber was steckt denn da in Deiner Brusttasche?“

Maibach schaute nach und beide lachten sich an: Eine Haarnadel war es. Sie hatte sich aus ihren Zöpfen geschlichen und war rittlings über die äußere Falte geglitten.

„Die behalt ich,“ meinte Maibach.

„Was wolltest Du damit anfangen?“

„Einrahmen lassen und in den Glasschrank stellen; oder an die Wand hängen und sie anbeten — weißt Du, Schatz! Als die heilige Haarnadel.“

„Ei Du Phantast! Gib sie her!“

Maibach hatte sie aber doch behalten und mit sich herumgetragen. Richtig, sie steckte ja in der Briefftasche und die Briefftasche lag bei den Karten — am Boden! Maibach richtete sich zögernd auf, suchte die Briefftasche hervor und warf die Haarnadel auf den Tisch. Da lag sie, das Symbol seiner Liebe, das Götzenbild, das nichts geholfen hatte, weil der eigene Wille zu schwach gewesen war. Das Symbol seines vergangenen, verlorenen Lebens. Oder sollte es nicht verloren sein? Herrgott, Maibach lag im Straßengraben, war besoffen, und das alles — eines — gesteh' es nur, Maibach — eines schönen Weibes wegen, eines unwerten, koketten Weibes. Wo blieb sie denn jetzt, die Trude, mit ihrem Wein! Nun ja! Sie klatschten in der Wirtschaft über den Leutnant Maibach. Wird die Trude Augen machen! Ob sie den Leutnant nun doch fangen will? Den Degradierten, Schmachbeladenen? Ob sie das geworfene Reß zurückziehen wird? O! du armselige Trude! Den Maibach kennst du schlecht! Den kriegst du nicht, als er bei Ehren war; denn seine Ehre gehörte einem guten, schönen, stolzen Weibe. Nun da er entehrt ist, magst du ihn haben — eine heiße Stunde lang. Dann wird er gehen — die Entehrung, die unverzeihliche, wird er nicht ertragen. Wirst du ihn begehren, eine kurze Stunde nur, und ihn dann gehen lassen, wohin er muß? Du wirst ihn nicht begehren, ich weiß. Du wirst nicht so viel Liebe zu ihm haben! Du kannst nicht alles tun und alles sein um seinetwillen. Du bist nicht Ida, die Pfarrerstochter. Du bist doch nur die Trude! Die Trude, die jetzt über den Maibach klatscht . . .

O, schön war die Liebe zu Ida. Schön war das Leben. Und die heilige Haarnadel war eine wundertätige Reliquie! Warum bließ ihre Wirkung aus in jener einen Stunde? Er hatte sie vergessen. Er hatte nicht an sie gedacht, nicht an sie geglaubt. Darum verließ sie ihn. Als er die Treue brach — als er das Wohlgefallen an Trude eine Sekunde lang im Herzen duldete, verließ ihn die heilsame Macht und gab ihn dem Unheil preis

Maibach verzog sein Gesicht. Das war eine sonderbare Religion. Halb ernsthaft, halb spöttisch schüttelte er den Kopf. Himmel, es gibt einen tiefen Grund jeder Anbetung und Heiligung; das ward Maibach in diesem Augenblicke komisch inne. Er schnitt eine

höhnische Grimasse. Solche Tollheiten! Teufel auch! Immerhin, die heilige Haarnadel sollte mein Heiligtum sein!

Maibach entnahm der Briestafche einen weißen Bogen, schnitt daraus ein zierliches Herz und befestigte es mit Stednadeln an die Wand über dem Ruhbett. Und daran hingte er die Haarnadel. Komisch andächtig nahm er vor dem neuen Heiligtum Stellung; seine Mienen spannten sich zusehends ab. Das Spiel erlöste ihn für Augenblicke.

Es klopfte wieder.

„Herr Leutnant, öffnen Sie! Ich habe alle Hände voll.“

Maibach öffnete. Trude brachte zwei Flaschen mit vermoderten Aufschriften und allen Spuren einer längern Kellerruhe.

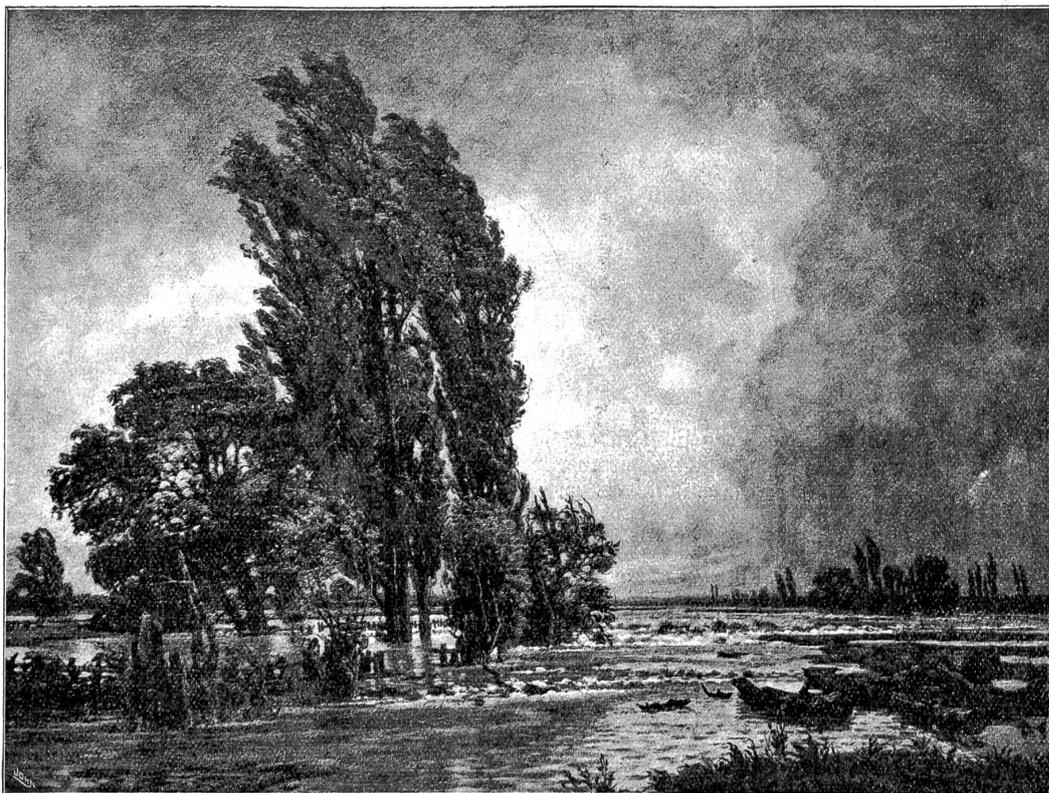
„So! Da ist der Wein. Vom besten diesmal. Lesen Sie!“

„Ach, Beltliner! Nun, der tötet! Stellen Sie ab!“

Sie stellte die Flaschen sorgsam auf den Tisch; er setzte sich auf das Ruhbett und betrachtete sie.

„Ein Stück Fleisch, nichts weiter,“ sann er. „Und Du hast Dich von diesem Stück Fleisch betören lassen! Was findest Du denn in ihrem Gesicht? Kriechen und Schmiegen! Litz und Gier!“

Sie spähte in sein Schweigen. Ein Lächeln wetterleuchtete um ihre Mundwinkel.



Adolf Stäbli: Überschwemmung.

Adolf Stäbli, der Winterthurer, ist ein Schüler Koller's, ein begeisterter Verehrer der Niederländer. Ihn freute die herbe, geschlossene Landschaft um Ruysdaels und dessen Verwandten. Er suchte in der Natur das Tragische und den innern Kampf. Seine Landschaftsbilder — sie zählen zu unsern besten — weisen mit Vorliebe Eichen und Birken auf, jene herben nordischen Bäume. Auch unser Bild zeigt eine Landschaft im Kampf: eine Überschwemmung. Das Bild befindet sich im Museum St. Gallen und ist Eigentum der Eidgenossenschaft. Ueber Stäbli ist vor kurzem ein gutes und klar einführendes Buch von Hans Graber erschienen; die Leser werden dort alles finden, was sich über den Künstler und den lebenswerten Menschen sagen läßt.

„Wollen Sie den Wein gleich jetzt anzapfen?“

„Sobald ich Gläser habe. Wollen Sie so gütig sein und zwei holen?“

„Zwei? Wer trinkt denn mit?“

Ihre Frage machte sie schön.

Maibach zweifelte vor sich hin: Und doch, sie ist mehr! Sie hat viel für sich. Sie ist ein leidenschaftliches Weib, ist gescheiter als ich glaubte, hat Wit und Schönheit. Mit scharfem Auge maß er ihre Gestalt; sie senkte die Augen. Sie liebte ihn. Sie hatte an ihn gedacht, war sein gewesen, vielleicht tief im Unbewußten, aber eben, war sein gewesen — nun senkte sie die Augen. Maibach mußte über seinen Gedanken lachen.

„Nun, Trude, wer wollte denn mittrinken, wenn nicht Sie?“

„Ich? Beltliner? Nein, der ist mir zu stark.“

Sie senkte wieder die Augen; es war, wie wenn der Sonnenglanz sich hinter Wolken birgt: Man empfindet verborgne Schönheit mehr als offenbare.

„Nun,“ sprach Maibach, „Gesundheit machen wir doch zusammen.“

„Das wohl, ja. Ich will Gläser holen.“

Sie wandte sich rasch; in ihren Bewegungen glich sie einer flinken, runden Maus.

(Fortsetzung folgt.)